werk nicht gestört werden und wiesen ihn zur Ruhe.

Da gab er es auf, bei den Menschen nach Verständnis zu suchen. Er zog sich in das Häuschen zurück und ergrub sich mürrisch in seine Grübeleien. Stundenlang konnte er hocken, ohne sich zu rühren.

Es geschah eines Tages, daß die Mutter des Clowns erkrankte. Nun trat seine ganze Gutmütigkeit und Liebe wieder zu Tage. Unbedenklich griff er seine sauer verdienten Ersparnisse an, holte einen Arzt und besorgte die schönsten Leckerbissen. Allein nichts half. Die Lebensuhr der alten Frau war abgelaufen, und es gab kein Mittel mehr, mit dem man sie wieder in Gang hätte bringen können.

Eine tiefe Traurigkeit überkam den Clown. Auf einem Schemel saß er neben dem Bett seiner Mutter, hielt ihre fieberheiße Hand und zermarterte sich das Gehirn, wie er ihr helfen könnte. Und plötzlich durchzuckte ihn eine Idee. Gab es nicht Fälle, wo Menschen durch eine freudige Ueberraschung angeregt, die Kraft wiedergefunden hatten, eine tödliche Krankheit zu überwinden? Wie, wenn er seiner Mutter eine solche Ueberraschung bereitete, wenn er ihr das Beste schenkte, was er ihr zu bieten vermochte: seine Kunst?

Ohne sich zu besinnen, stürzte er an seinen Koffer, streifte mit fliegenden Händen das Clowngewand und die brandrote Perücke über und verwandelte das Zimmer in eine improvisierte Arena. Als alles fertig war, klebte er ein paar Lichter auf den Schrank, stellte die Petroleumlampe daneben und begann die Vorstellung. Im ersten Augenblick erschien das Alles selbst ihm etwas eigenartig, dann aber bemerkte er wie sein Schatten an der Wand hin und her sprang, nahm diesen Schatten als Partner und vollführte nun ein so seltsam groteskes, gespensterhaftes Gaukelspiel, wie es wohl kein Clown vor ihm getrieben haben mag. Ein Rausch überkam ihn. Raum, Umgebung Zeit versanken. Die lang zurückgedämmte Leidenschaft kam glühend zum Durchbruch. In dieser Nacht übertraf er sich selbst, tanzte er um die Wette mit seinem tanzenden Schatten!

Er hörte erst auf, als das fahle Licht der Morgendämmerung durch die Fenster kroch und der Glanz der Kerzen verblich. Mitten in einem gewagten Kunststück brach er ab. Sein erster Blick galt dem Lager der Mutter. Nichts rührte sich dort.

„Sie schläft," flüsterte er und schlich leise näher. „Sie schläft . . .", wiederholte seine Lippen, als er ängstlich nach dem Puls der alten Frau tastete. „Sie ist tot!" stöhnte er auf, da seine Fingerspitzen die starre Eiseskälte spürten. Schluchzend brach er zusammen.

Wenige Tage darauf richtete er die Beerdigung aus. Einige Nachbarn, welche die alte Frau sehen durften, bevor der Sarg geschlossen wurde mußten zu erzählen, daß ein eigenartiges Lächeln das sonst so vergrämte Gesicht der Verstorbenen verklärt habe. —

Viele Jahre später erbannte jemand denselben Clown in einem wondernden Zirkus, wo er unter verändertem Namen in einer Nummer auftrat, die sich das „Spiel mit dem Schatten" betitelte. Dieses Spiel war um so unheimlicher als er darin wohl lachte noch sprach. Tierernst saß selbst wie der Geist eines Toten, waltete der Clown seines Amtes!

⊂

Florestan und Eusebius

Vier symphonische Sätze
von Stephan Georgi.

Das Allegro:

Das war wieder einmal ein großer Tag für die musikliebenden Leipziger von anno Biedermeier gewesen! Felix Mendelssohn, der neue Gewandhausdirigent, hatte ein Konzert gegeben!

Ganz zum Schluß verließ einer mit leisen, behutsamen Schritten den Konzertsaal, als fürchtete er, die ihn umschwebenden Melodien mit einem einzigen lauten Schritt zu zerstören. Ein weiches, volles Gesicht hatte er, dessen Augen zur Zeit wieder einmal schwärmerisch vor sich hin blickten. Die rechte Hand schlug den Takt zu den leise gesummten Melodien, und so kam es, daß der schräg über die Schulter geworfene Mantel allmählich im Staube zu schleifen begann.

Aber das merkte der Musikus, Davidsbündler und Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik" Robert Schumann nicht. — Nur schnellüberspannten blassen Kreaturen tauchte im-



August Strindberg.

dessen 80. Geburtstag in ganz Europa durch Veranstaltung besonderer Feiern und Aufführung seiner Werke am 22. Januar gefeiert wurde.

mer wieder ein anderes Bild auf: Klaras! Chiaras!

Das Scherzo:

Die Herbstsonne des Jahres 1849 versteckte sich beschämt, als sie das mild-verklärte Leuchten an den Gesichtern Robert Schumanns und Klara Wiecks sah, die nach eben stattgefundener Trauung die Kirche verließen. Nun waren sie trotz aller Intrigen, trotz väterlichen Protestes für immer vereint.

Neues Hoffen, Wollen und Wagen wuchs auf!

Klaras Ruhmessonne stand noch immer am Zenith; viele Gastspielreisen gab es, auf denen er sie begleitete. — Und dazwischen schuf auch er. Komponierte Lieder, immer wieder Lieder. In seiner köstlichen Schale der Musik fing Schumann die mondlichtfarbigen Tropfen der Romantik auf.

Bis abermals dunkle Wolken am Horizont herauf zogen.

Die eigentümlich nagenden Kopfschmerzen, deren geringe Anfänge Schumann schon früher wahrgenommen hatte, traten heftiger und häufiger auf und verbanden sich mit einer immer mehr zunehmenden Gemütskrankheit.

Nach Dresden waren sie übergesiedelt. Dort war Robert an einigen Tagen der Woche am Stammtische in der „Alten Post" anzutreffen, wo neben Ferdinand Hiller, Berthold Auerbach Bendemann, Reinick und Rietschel auch Richard Wagner, der große Neue, saß. Während Schumann, seine Zigarre rauchend und sein Bier trinkend, schweigend und träumend am Tische saß, war Wagners spitzes Kinn ununterbrochen zum Sprechen in Bewegung. Trennte man sich dann spät am Abend, so pflegte Wagner zu sagen: „Er ist ja ein hochbegabter Musiker, der Schumann, aber in seiner Stummheit ein unmöglicher Mensch. Man kann doch nicht immer allein reden!" Schumann hingegen äußerte sich: „Ein geistreicher Kerl voll toller Einfälle, der Wagner, aber sein unaufhörliches Sprechen kann man auf die Dauer nicht aushalten." —

Das Finale:

An einem regnerischen Februartage des Jahres 1854 saß der Düsseldorfer Konzertdirektor Robert Schumann, der seines sich immer mehr verschlimmernden Leidens wegen schon nach kurzer Zeit den Dirigentenstab hatte niederlegen müssen, an seinem Arbeitstische und durchwühlte, nach irgend „etwas" suchend, die Werke Hölderlins und Lenaus. Durch seine Lippen drang ein hastiger Atem, und seine Augen blickten in starrem, fieberndem Glanze auf die aufgeschlagenen Seiten. Quälende Schreckbilder hämmerten in seiner Brust, und die unsagbare Angst vor dem Kommenden, nicht Abzuwendenden würgte in seiner Kehle.

Monoton bohrte es in seinen Schläfen. Er stand auf. Nur nicht denken! Nicht denken! Laut, alles übertönend, begann er auf dem Flügel irgend etwas darauf los zu spielen. Wirre Phantasien sprudelten aus dem Instrument hervor und erfüllten das Zimmer mit maglnären Gestalten. Sahen dem Spielenden nicht die unheimlichen Fratzengestalten E. Th. A. Hoffmanns über die Schulter? Sprang ihm nicht der Kater Murr fauchend auf den Rücken? Wer geigte da A? Immer wieder A? Gestalten krochen aus der Geige, wurden größer, immer größer; Dämonen mit riesigen Krallenfingern die nach des Spielenden Kopfe griffen. Und dieses schneidende Zirpen der Zikaden. Immer die gleiche Melodie, dieselben sechs Töne. War es nicht das Tropfenmotiv aus Mendelssohns Hirgalshöhlenmusik? Tropfen, immer wieder Tropfen rannen herab. Krallenhändige und feuerzüngige Dämonen fingen sie auf und vereinten sie zu Bächen, reißenden Strömen zu brausend niederstürzenden, Gischt schäumenden Wasserfällen, die gellend rufen, lachend auf den Spielenden, Ertrinkenden stürzen . . .

Schumann sprang auf. Glanzleer waren seine Augen, und auf seinem fahlen Gesicht lag kalter Schweiß. Sein Hut und Mantel schlich er leise, unbemerkt von Frau und Kindern, aus dem Hause.

Das Wasser des Rheins war es, aus dem kurze Zeit später einige Schiffer den Konzertdirektor Robert Schumann, noch lebend, heraus zogen . . . aber er war wahnsinnig geworden wie einst Hölderlin und Lenau.

In der Privatheilanstalt des Doktor Richards in Endenich bei Bonn hatte zwei Jahre später Florestan ausgekämpft und Eusebius ausgerungen

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: C. D. Loch, Altena

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 4 — Samstag, 26. Januar — 1929

Karneval in Venedig

Skizze von S. Barinkay.

In Venedig ist „Beglione", Fastnacht, Karneval. Die Stadt mit ihren mauerbrüchigen Palästen, die von so rührender Schönheit sind, die Traumstadt mit ihren melancholischen Kanälen durchströmt ungewohntes, tolles Leben bis in die fernste Lagune, in die elendeste Calle. Als wären sie alle auferstanden, die seit Jahrhunderten auf der Toteninsel eingebettet sind, die unter den marmornen Steinplatten in den herrlichen Kirchen ruhen: die stolzen Dogen und Dogaressen, die kühnen Seefahrer und Helden, die Türken, Griechen, Albanesen, Armenier, Araber und Aethiopier, die vor Zeiten an dieser Küste gelandet sind.

Vom Lido herüber, der Insel, die im Gegensatz zu dem düsteren Venezia so freundlich und voll Blumengärten ist, fährt eine Barke. Sie trägt maskierte Jugend.

Unter den weiblichen Gestalten mit schwarzen Haaren und noch schwärzeren Augen leuchtet eine blonde Erscheinung mit Augen so blau als wären sie Tupfen vom Frühlingshimmel mit einem Gesicht, als flössen noch Tropfen alten Germanenblutes durch ihre Adern: Catina, ein Blumenmädchen, das sonst täglich in aller Frühe Blumen vom Lido herüber bringt. Und unter den Jünglingen, lauter Fischern, ist Gian der schönste Bursche und der Verwegenste bei der Arbeit auf dem Meere, der lachend Liebeslieder in das Brüllen des Sturmes zu singen pflegt. Er wurde um seiner wilden Schönheit willen der Liebling der Mädchen sowie der Liebling des heiligen Theodor, des Schutzpatrons der Fischer, denn nie zieht Gian sein Boot ans Ufer, ohne daß es darin von silbernen Seefischen und rosa Krabben. Tintenfischen, Meerspinnen und Muscheln wimmelt.

Er hat den Arm um Catina geschlungen, und sie küssen sich mit der Natürlichkeit der Südländer nach Herzenslust. Die Zwei lieben sich sehr zum Verdruß der Mutter des Mädchens, denn sie sagt: er ist ohne Grund wie das Wasser, das sein Schiff trägt, und unzuverlässig wie der Wind, der seine Segel schwellt. Das heißt, er hat nichts, und sein Charakter ist schwankend. Aber die Tochter glaubt das eine nicht, und das andere macht ihr nichts. Die Mutter weiß einen Freier, der auf festem Boden steht und ein gediegener Mann ist; Catina hat taube Ohren.

Die Barke gerät in das Gewühl der Gondeln, unter deren Baldachinen die Vornehmen bequem in die Kissen zurückgelehnt, das Treiben auf der Riga degli Schiavoni betrachten. Sie gleitet geschickt zwischen ihnen dahin und landet an der Piazetta. Die Insassen springen heraus wie lustige Vögel aus dem Käfig und flattern gleich solchen nach allen Seiten.

Catina und Gian tauchen Hand in Hand unter in die Woge des von einem verzerrten Wahn der Freiheit aufgepeitschten Lebens. Um sie toben die Glücksspiele, schmirren die Gaukler, kreischen die Ausrufer der Buden, klimpern die Tamburine, zittern die Mandolinenklänge, gröhlen die Straßensänger den beliebten Canto del Vesuvio, jauchzen die Birrichini, die Gassenbuben. „Zur Piazza!" bittet Catina. „Dort musiziert eine noble Banda und promenieren die besseren Leute, und wir können vertraulich plaudern. Hier möchten uns die Wilden auseinander reißen!"

„Gut! Nach der Piazza!" antwortet Gian, wirft jedoch einen heißen Blick über die Menschenmenge. Ihm, der das stürmende Meer nicht scheut und das schwere Boot mit leichten Schlägen hindurch lenkt, ihm ist dieser Tumult nicht unangenehm. Er würde mit Wonne durch die flutenden Scharen steuern, doch Catina will nach der Piazza, und sie ist die Gebieterin.

Im Drängen durch die Massen wird ihnen warm. Ein Händler mit Limonade gazosa ist ihnen willkommen. Während Gian durstig trinkt, schiebt sich ein Bajazzo an das Mädchen heran.

„Ehi, ehi," schreit er und schwingt die Peitsche. „Das ist die blonde Catina vom Lido, die Himmel und Erde um die Schönheit bestohlen hat. Wer kennt sie nicht, die weiße Blume! Komm, ich will Dir eine Krone kaufen, die schimmert wie Dein Haar. Ich will Dir einen Mantel schenken, so azurn wie Dein Auge. Ich will Dich zu einem Thron führen, der wartet auf Dich, Du Königin. Evival"

Er umfängt sie, wirbelt sie herum und zieht die Widerstrebende mit sich. Sie sind in einer Sekunde im Gewühl verschwunden.

Gian steht mit zusammengekrampften Lippen und will ihr nach. Da betastet ihn eine Hand. „Narrenfreiheit, schöner Fischer! Mein Bruder ist's, der sie entführt hat. Du wirst sie unversehrt zurückerhalten, höchstens, daß er versucht, wie die Küsse eines solch verblaßten Mädchens schmecken. Gib mir Deinen Arm und laß uns in dieser lebendigen Brandung schwimmen! Vielleicht bringt sie uns dorthin, wo wir Deine vergilbte Blume wieder finden."

Ein Mädchen nimmt ohne Zaudern seinen Arm.

Gian hat sich gewendet und starrt der Schönen in die Augen. Die sind schwarz wie der Ozean zur Nacht und glänzen wie er, wenn der erste Mondstrahl darüber flirrt. Unter diesen Augen blüht ein blutroter Mund: eine Korallenkette hängt über die üppige Brust bis hinab zur feinen, lockend geschwungenen Hüfte.

„Du bist schön!" stammelt Gian betroffen.

Sie lächelt gnädig. „Ich heiße Giuditta und bin aus Triest. Als wir zu Schiff gingen, um zu Eurem Narrenfest herüber zu fahren, glitt mein Liebster aus und brach ein Bein. Ich gab dem Jammernden einen Kuß und schloß mich an meinen Bruder an, in der Hoffnung, hier einen Galan zu treffen, einen höhren, feurigen, lustigen, einen so wie Dich, schöner Fischer!"

„Du hast kein Herz," sagt Gian verblüfft.

Giuditta lacht belustigt! „Aber Blut, mein Fischleinjäger! Blut! Das weiß Süßeres zu verschenken als ein Herz. Da, Du magst's spüren!"

Sie wirft die Arme um seine Schultern wie ein Fangnetz und drückt ihre Karminlippen auf seinen verdutzten Mund, wie eine Spinne ihr Opfer saugend, bereit, seinen Verstand, seinen Willen weg zu trinken.

Nach fünf Minuten ist Catina wieder zur Stelle. Sie wußte dem übermütigen Bajazzo zu entwischen, sucht den Geliebten und findet ihn nicht. Sie streicht herum, bis neben der Kuppel von Santa Maria della Salute die Sonne untergeht und ihre letzte flammende Herrlichkeit über den Canale della Giudecca schüttet, dessen brennender Spiegel ihren Widerschein über das steinerne Spitzenmuster des Dogenpalastes zaubert, die kalkweißen Bajazzogesichter erglühen macht, die Maskenkleider in Königskleider umwandelt. Das Gedränge des Umzuges, die Jubelorgie, als Prinz Karneval dem Feuertod überliefert wird, fassen Catinas Ohren nicht. Sie hat nur Augen, sehende, die nicht sehen, was sie sehen möchten.

„Verloren für heute!" denkt sie und fährt betrübt auf dem Dampfer nach der Insel. —

Die erste Mailuft flimmert um die Dächer, um das mächtige Viergespann auf San Marco, um die goldene Erdkugel, die das Zollamt am Eingang des Canale grande krönt. Zu einem der schlummernden Gondoliere tritt ein Mann und verlangt, zum Lido befördert zu werden. Ein Mann, etwa wie ein verwilderter Matrose anmutend, mit wundersinnigem Bart um die Wangen, mit ausgelaugten Augenhöhlen, mit den Merkzeichen erschöpfter Leidenschaften im Gesicht. Eine Rose dreht er in den braunen Händen. Schwerfällig setzt er sich auf die Bank unter dem sonnengebleichten Leinendach und starrt mit Blicken, in denen immer mehr eine Hoffnung aufleuchtet, nach der Badeinsel.

Als sie die Insel San Giorgio im Rücken haben, nähert sich eine blumenüberspannene Hochzeitsbarke. Der Fremde richtet den Kopf nach ihr. Wißt Ihr, wer da Hochzeit hält?" fragt er den Führer.

„O ja! Ein Blumenmädchen, Catina Boni heiratet einen Kaufmann und wird es gut haben, denn er ist ein braver Mann mit einem schönen Geschäft. Lange wollte sie von ihm nichts wissen und hängte sich an einen armseligen Fischer; es war ein schöner Kerl, doch von so unsicherer Art wie sein Gewerbe. Er wurde ihr mit einem fremden Schneidermädchen untreu und kam nicht wieder. Nun ist sie vernünftig geworden und der Zauber von ihr gefallen."

Der Mann hat sich erhoben und steht nach der Barke hin. Das Gesicht der Braut schwebt vorbei, blond und zart, mit einem halben Blütenschleier um den Mund.

Die Hoffnung in seinen Augen verglimmt. „Verloren — für immer!" sagt er leise und läßt die Rose ins Meer fallen.

⊂

Tod in Utrecht

Skizze von Eitel Kaper.

In der Berliner Fahndungsabteilung richteten sie ein neues Aktenstück ein, verständigten alle Polizeiverwaltungen, stellten sachgemäß Angaben für den Steckbrief zusammen: Kassenbeamter Masuch wurde gesucht wegen einer Unterschlagung von 67 500 Mark. Der Apparat, der sich internationales Polizeiwesen nennt arbeitete zusammen. Ohne große Aufregung ging man die Meldung weiter, merkte sich den Fall vor.

In der Privatwohnung des Täters hatte man ein schlechtes Bild gefunden. Masuch war dreiundfünfzig Jahre alt, unverheiratet. Für wen hätte er sich photographieren lassen sollen? Es schien nach der genauen Untersuchung, daß er nach der Tat nicht mehr in seinen beiden bescheidenen Kammern gewesen war. Die Wirtin wußte nichts zu sagen. Sie hatte die Miete für drei Monate im voraus schon empfangen und wenn Masuch wohnte schon vierzehn Jahre hier, zahlte gut und war trotzdem fast gar nicht aufgefallen. — —

— — Der Schweizer Hollandzug hatte kurz nach Mittag bei Zevenaar-Emmerich die Grenze passiert. In Arnheim hielt er eine Weile. Ein jüngerer holländischer Schaffner sah nach den Fahrkarten, grüßte höflich und ging wieder. In dem Abteil zweiter Klasse saß nur ein alter Amsterdamer Kaufmann neben Masuch. Sie sprachen zusammen, und der Berliner fühlte dabei, wie der kleine Spitzbart, den er sich angeklebt hatte, ihn kitzelte. Seine Hände spielten nervös. Der Amsterdamer wurde vom Tempo der Fahrt schläfrig und setzte sich in die Ecke.

Masuch las noch einmal die Zeitung, die er in Niederlahnstein gekauft hatte. „Ein alter, bewährter Beamter wird zum Defraudanten. Wo ist Masuch?" In seinem Hals würgte es auf der Stirn standen ihm Schweißtropfen. Der Zugführer kam durch den Gang, sah von der Seite in das Abteil, ganz unabsichtlich. Aber Masuch erschien es, als lauerte der draußen nur auf ihn. Ich bin wohl noch nicht geschult in der Kaltblütigkeit, ich muß noch lernen. Es flimmerte ihm vor den Augen. Er sah auf seinen neuen Mantel: Gestohlen. Die Reisemütze gestohlen, die Brieftasche mit dem Unterschlagenen gefüllt. Vor seinen Augen tauchte ein mächtiger Bahnhof auf: Amsterdam. Polizeikommissare kamen: „Im Namen des Ge-

setzes." Ja, in Amsterdam durfte er nicht aussteigen, das war sicher . . .

Ich habe fünfunddreißig Jahre treu gearbeitet, mußte er denken. Niemals bekam ich mehr als dreihundert Mark, war immer dem Haupttassierer als Faktotum zugeteilt. Sie hielten mich für dumm, für gewöhnlich, für stumpf. Aber nun sitzen sie da, und ich reise.

Häuserreihen glitten vorbei. Da war also wieder eine Stadt. Der Schaffner ging eilfertig durch. „Was ist das hier?" — „Utrecht Mijnheer, fünf Minuten Aufenthalt." Utrecht

Er griff mechanisch nach seinem Schweinslederkoffer, ging vorsichtig an dem Amsterdamer vorbei und stand mit einem Male auf dem Bahnsteig, unschlüssig und mit dumpfem Kopf.

Nach einer Weile zog die Lokomotive wieder an, die langen D-Wagen rollten langsam vorbei. Ein Personenzug aus Amersfort lief ein, und Masuch merkte, daß er allein auf dem Bahnsteig stand. Konnten die Menschen hier deutsch? Sahen sie ihn nicht alle verwundert an? Er ging hastig weiter, und es fiel ihm ein, daß er nie in seinem Leben über Halle hinausgekommen war. — —

Masuch hatte sein Zimmer in einem Hotel. Vom Balkon aus sah er über die Giebel der Altstadt. Ein feiner Regen sprühte, der leichten Nebel brachte. Jetzt erst spürte er Müdigkeit nach den letzten zwanzig Stunden. Er legte sich auf das Ruhesofa und schlief ein, träumte wirr von vergangenen Dingen. Es war ganz dunkel geworden, als er wieder aufwachte. Eine Weile fand er sich nicht zurecht, sah die Decke an, den Marmorwaschtisch, den halb offenen Koffer. Das alles paßte doch nicht zu ihm. Endlich stand er auf und ging unschlüssig im Zimmer herum. War es nun schon kurz vor Sonnenaufgang? War es noch der Abend? In den alten Häusern brannten nur wenige Lampen. Er drehte das Licht an und sah im Spiegel ein graues, altes Gesicht.

Er zog sich den Mantel über, setzte die Mütze auf und ging hinunter. Hier im Zimmer konnte er nicht mehr bleiben. Die Füße waren ihm schwer, und einmal stolperte er fast über eine Messingstange

Die große elektrische Uhr zeigte zwölf Uhr. Im Restaurant räumten die Kellner schon die Decken ab, im Frühstückszimmer legten sie das Geschirr für den Morgen auf. Das sah er durch die Glasfenster. Der Pförtner saß hinter einem Buch und schrieb. Er sah verwundert auf: „Wie spät wir noch aufhaben, Mijnheer? Die ganze Nacht haben wir die Portierloge besetzt, Mijnheer . . ." Masuch grüßte knapp und ging. Da draußen war der weite Bredenborgplatz, auf dem sie am Nachmittag in vier Sprachen Blumen feil geboten hatten. Jetzt lag er tot.

Masuch schlenderte planlos durch die schmalen Straßen. Studenten zogen vorbei, die ein flottes holländisches Lied sangen, das nach jedem Vers in einem Juchzer endete.

Viele Lokale waren schon geschlossen. Stumm und ohne Licht lag der Riesenpalast der niederländischen Bahnverwaltung da. Masuch faßte an sein Kinn, und ein Schrecken stand in ihm auf: der Bart war abgefallen. Der Portier hatte ihn so gemustert. Lag er oben im Zimmer? Er konnte nicht mehr zurück. Wie ertappt kam er sich vor. Sicherlich ordnete doch ein Zimmermädchen wieder das Lager, sah den Bart und machte sich Gedanken.

Ich könnte nun eine große Zeche beginnen und Utrecht auf den Kopf stellen, dachte er. Aber er mußte sich sagen, daß er vielleicht nie zur Ruhe kommen würde und daß er diese Stimme Jagd nicht lange ertrug.

Der schlanke Riesenturm des alten Domes reckte sich vor ihm. In den Grachten spiegelten sich die Straßenlampen. Da unten am Ufer waren kleine Landungen, von denen wieder Gewölbe, unterirdische Gänge abzweigten. Massige Frachtboote drängten sich zusammen. Feiner grauer Dunst stieg in die Nacht. Ein Polizist ging vorbei.

Wo soll ich hin, dachte Masuch. Ich werde fliehen, in Amsterdam mit meinem gefälschten Paß auf einen Dampfer gehen. Aber wenn ich ins Hotel komme, steht vielleicht schon ein Kriminalbeamter da. Auch sonst werden sie Masuch finden, denn sie haben meinen Koffer, den Bart, sie sind auf meiner Fährte. In einem Schaufenster, das auch zur Nacht mit Spiegellampen erleuchtet war, sah er wieder sein Gesicht, er studierte es genau. Er fand einen müden, wehen Zug.

Es war ja alles vergebens, mußte er folgern. Es ging ihm früher schlecht, aber sein Name war doch untadelig. Nun aber gehörte er zu den Verbrechern. — —

Er begegnete zum zweiten Mal dem Polizisten, der ihn erstaunt musterte. Er lief wohl dauernd im Kreis, er wußte es nicht. Vielleicht meinte der schon, er wollte einbrechen. Nun ja, war er etwa kein Verbrecher?

Die Nacht war so trübe. Vom großen Turm kam ein paar Mal das Geläute. Ein großes Geschäftshaus zeichnete sich deutlich in dem glatten Wasserspiegel.

Wie komisch, daß so mancher ausgekochte Junge viele Mädchen hatte, die um ihn weinten. Er aber stand ganz allein. Seine Quartiertwirtin behandelte ihn zwar mit Achtung, aber wenn er nicht gezahlt hätte . . .? Sie würde ihm zum nächsten Ersten gekündigt haben, rücksichtslos.

Ein Gedanke kam ihm. Er sah sich um. Nur nicht lange grübeln, das machte wahnsinnig. Masuch sprang wie eine Katze zum Geländer der Gracht, schwankte in der Luft, plumpste. Das Wasser war eisig, er kam wieder hoch. Er hörte eine Trillerpfeife, das war wohl der Polizist. Und wieder trieb er sich mit einem Stoß nach unten. Die Sinne schwanden ihm . . .

Der „Napoleongeiger"

Eine Erzählung aus dem alten Wien

von Herbert V. Patera - Wien.

Unsere Großväter haben ihn noch alle gekannt, denn er war in dem Wien der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts stadtbekannt. Damals, als noch die Basteien die Stadt einengten und sich vor den altersgrauen Toren noch weite Felder und Gärten dehnten hinter denen die kleinen Häuschen der Vororte halb verschwanden, stand an der Stelle der heutigen Billrothstraße, wo sie zur alten Döblinger Kirche führt, ein kleines, altes Weinhaus. Hinter uralten Linden und Kastanien lag ein kleiner, lauschiger Wirtsgarten, wo man den besten Wein der näheren und weiteren Umgebung bekam. An Sonntagen war diese kleine Schenke immer gefüllt von einem gutbürgerlichen Publikum, das mit Kind und Kegel hinaus zog. Da erschien auch oft ein kleines, eisgraues Männlein, das vom Wirt ehrfürchtig begrüßt und von den übrigen Gästen bestaunt wurde. Ein Raunen und Flüstern hob an, an allen Tischen steckten die Leute die Köpfe zusammen und tuschelten sich die Neuigkeit zu: „Der Napoleongeiger ist wieder da!" Die meisten kannten den Alten und begrüßten ihn durch Zutrinken, bis dann einer aufstand vor ihn hintrat und ihn bat, etwas auf der Geige zu spielen. Darauf wiederholte sich immer wieder dasselbe Spiel. Zuerst weigerte sich das Männlein hartnäckig, bis es nach vielen Bitten endlich nachgab und seine Geige durch einen kleinen Schankbuben aus seiner nahen Wohnung in Döbling holen ließ. Wenn dann der Junge mit dem schwarzen Kasten kam, erstarrte der ganze Garten in lautloser Stille. Der alte Herr prüfte erst bedächtig die Saiten, probierte mit einigen Strichen den Fiedelbogen, setzte mit fester Hand an, und nun jubelte ein feines, uraltes Wiener Lied, oder ein in die Glieder gehender Armeemarsch entlockte über die Saiten, daß die Gäste atemlos dem künstlerischen Spiel lauschten, bis der Alte mit einem Crescendo das Spiel beendete. Dann brach der Sturm los. Alles jubelte, schrie, stieg auf die Bänke und klatschte begeistert in die Hände. Der alte Mann aber nickte vergnügt nach allen Seiten und saß mit einem fröhlichen Lächeln vor seinem Viertel „Heurigen". Später kam er immer seltener; nur noch an schönen, warmen Sommertagen betrat er das alte Weinhäuserhäuschen. Und an einem solchen beglückenden Sonnentag war es auch, wo ich ihn kennen lernte; mein Großvater hatte mich diesmal mit hinaus genommen, „damit der Bub einmal bei einem solchen Tag ins Freie kommt!" Und so wanderte ich denn an seiner Hand hinaus durch die gartenreicher Vororte von Währing und Heiligenstadt bis zu diesem Weinhause.

Da saß an einem Tisch, etwas abseits von den anderen, ein alter, eisgrauer Mann, der schon an die achtzig Jahre zu zählen schien. Er sah auf, und ein Leuchten ging über sein runzeliges Gesicht. Er streckte dem Großvater die Hand entgegen: „Ah, da schau, der Scharfrichter Ferdinand, grüß Dich Gott, Ferdl!" Mein Großvater begrüßte ihn ebenso vertraulich und sagte zu mir: „Gib dem Herrn Dei Hand mein Kind!" Der Alte strich mir wie liebkosend über die Stirn: „Grüß Dich Gott Bub'rl!" Wenige Minuten später waren die Beiden in alten Zeiten. Ich hörte, wie mein Großvater immer mehr in Eifer kam, auch dem anderen, dem „Napoleongeiger" glühten die Wangen, und ich hörte vom Erzherzog Karl und von der Colloredo-Infanterie, von Napoleon und Aspern und Welschland. Die beiden wurden wieder jung in ihren Erinnerungen. Plötzlich öffnete der „Napoleongeiger" mit zitternder Hand den Geigenkasten und nahm eine schöne, goldbraune Geige heraus. Da wurde es plötzlich still um uns. Alles lauschte. Er spielte so innig und schön, wie ich in meinem Leben nie mehr jemand habe spielen hören. Bis endlich die Melodie überging in die feierlichen Töne von Vater Handns unvergeßlicher Weise. Alles sprang auf und entblößte das Haupt. Das ganze Publikum sang den wohlbekannten Text mit: „Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land!" Dem Alten aber liefen zwei Tränen über die runzeligen Wangen. Als wir dann, nachdem sich der Beifall etwas gelegt hatte, aufbrachen, da schüttelte mein Großvater dem kleinen Männlein lange die Hand: „Pfirt Dich, Franzel, und vielen Dank für den heutigen Tag!"

Wie wir dann heim schritten durch den sinkenden Tag, wo die ersten Dämmerschatten heran kamen und vom fernen St. Stephan die Vesperglocken läuteten, da erzählte mir mein Großvater die Geschichte vom „Napoleongeiger". Er hieß eigentlich Franz Tilgner und war der Sohn eines ehrsamen Tischlermeisters. Mein Großvater kannte ihn, seit sie als Jungen auf dem Glacis getollt hatten. Schon frühzeitig war der Franzl ein Geigenkünstler, aber auch ein großer Tunichtgut, der ebenso wie mein Großvater viele mehr lustige als schlechte Streiche auf dem Gewissen hatte. Da war es für sie eine willkommene Gelegenheit, daß der Kaiser Soldaten warb gegen den Korsen. Sie nahmen Handgeld bei der Colloredo-Infanterie und zogen im weißen Rock nach Italien zum Erzherzog Karl. Bei einem Gefecht am Mincio wurde der Feldmarschall aufmerksam auf sie, ließ sie in sein Zelt rufen und erfuhr, daß sie ehrsame Bürgersöhne seien. Auch daß der Tilgner die Geige gut spielte, erfuhr der hohe Herr, und seit dieser Zeit mußte der Franz den Armeekommandanten oft mit seiner Kunst erfreuen. Es kam der Rückzug vor Napoleon bis ins Marchfeld. Die beiden Heere lagen sich kampfbereit gegenüber. Und eines Tages raunte man im österreichischen Lager, Napoleon wolle den Erzherzog umgarnen, habe ihn zu einer Unterredung eingeladen, ihm versprochen, ihn zum König von Ungarn zu machen und mit aller Macht zu unterstützen, wenn er seinen kaiserlichen Bruder vom Thron stoße. So flüsterte und raunte in Lager das Gerücht. Und eines Tages hieß es, der Erzherzog sei von dem Kaiser der Franzosen zur Audienz gebeten. Da rachte der Tilgner seine Geige unter den Uniformantel und bat zugleich mit meinem Großvater, der schon Korporal war, den Oberst um Zuteilung zur Eskorte des Erzherzogs. Der Regimentskommandant wußte, daß diese zwei beim Erzherzog beliebt waren, und so kamen sie zur kleinen Wache, die den Armeekommandanten in das Lager der Franzosen begleitete.

Es war ein trüber Abend, die Donaunebel wallten vor den Augen als der Erzherzog in das Lager Napoleons trat. Da schlichen zwei Gestalten, in graue Mäntel gehüllt, an den französischen Garden vorbei; der Tilgner hatte seine Geige eng an sich gepreßt. Drinnen im kaiserlichen Zelt beschwor der Korse den Erzherzog, sein Anerbieten anzunehmen, lockend zeigte er die ungarische Krone, Karl sei doch auch mit dem Starrkopf Franz verfeindet, der überall Verrat wittere, sei der bei weitem geistig höher Stehende, da gäbe es doch kein Zweifeln.. Und dann würde der Krieg ohne Blutvergießen beendigt sein. Er versprach und lockte, vielleicht wurde der Erzherzog wankend, da tönte plötzlich hell und klar vor dem Zelt auf einer Geige: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!" — Der Erzherzog sprang auf. Niemals würde er seinen Bruder verraten, er, ein deutscher Fürst, niemals! Er riß die Zelttür auf und sah die beiden, meinen Großvater und den Tilgner. Bewegt schüttelte er ihre Hände: „Das werde ich Euch nie vergessen!" Und zu Napoleon gewendet: „Sie sehen, Sire, wie meine Leute denken!"

Zwei Tage später schlug der Erzherzog bei Aspern zum ersten Mal die Franzosen; Napoleon zog sich auf die Lobau zurück. Der Tilgner und mein Großvater waren unter des Erzherzogs Augen unter schlagender Trommel gegen die napoleonische Garde gestürmt. Nach dem Feldzuge wurden beide ehrenvoll dekoriert entlassen, und der Erzherzog ebnete ihren weiteren Lebensweg. Seit dieser Zeit hieß der Tilgner Franz der „Napoleongeiger", denn diese Geschichte hatte sich unter den Soldaten und Bürgern herumgesprochen.

Das erzählte mir der Großvater vom „Napoleongeiger", während wir über die abenddunklen Flächen des Glacis zum Schottentor schritten. Eine Woche später ging ich an der Hand meines Großvaters hinter dem Sarge des „Napoleongeigers". Jener Sonntag war sein letzter gewesen. Eine unabsehbare Menschenmenge begleitete ihn auf seinem letzten Gang; eine Abordnung seines alten Regiments sandte die Ehrensalven über das Grab, und ein großer Kranz mit schwarzgelben Schleifen lag auf dem Sarg: „Den Getreuen seines Vaters, der Sohn Albrecht!" Am alten Döblinger Friedhof konnte man viele Jahre einen einfachen Grabstein sehen: „Franz Tilgner, geboren 1780, gestorben 1863" und darunter: „Er war ein treuer Oesterreicher!" — Wenn der Sommerwind in den Trauerpappeln sang, dann summte oft eine leise Melodie mit, die wie ein uraltes Wiener Lied klang oder wie ein längst vergessener Militärmarsch, nach dessen Klängen der stumme Schläfer einst gegen seines Heimatlandes Feinde gestürmt war, er, den alle kannten und liebten, der Tilgner Franz, der „Napoleongeiger".

Warum Ghulam Nabi-Chan seinen König stürzte

Eine afghanische Geschichte

von Georg Eschenbach.

Rund vierzig Jahre sind es her, da herrschte im Bergnest hoch oben im Nordosten Afghanistans großer Jubel: Mahmud Nabi-Chan der Lambadar (Dorfhäuptling), feierte die Geburt seines ersten Sohnes. Das ganze Dorf war bei ihm zu Gast. Der warme Hammeltalg floß den Braven über das bärtige Kinn, und ihre Hände fuhren unermüdlich in die großen Kessel mit dem dampfenden Pillaw. Auch Feis Mollah, der Priester, ein gar eifriger Jünger des Propheten, wohnte dem Feste bei. Er hockte neben Mahmud Nabi-Can und wischte sich befriedigt die fettigen Finger an seinem schönen schwarzen Bart ab: „Es ist sehr nett bei Dir, Mahmud Nabi-Chan, und Allah wird Deinem Sohne lohnen, was Du mir, seinem Diener, heute und schon ehedem Gutes angetan hast."

Der Segenswunsch des braven Mollahs ging in Erfüllung, denn als Mahmud Nabi-Chan bei einer Siegesfeier das Genick brach, wählten die Dorfbewohner Ghulam Nabi, seinen Sohn, den erst Dreißigjährigen, zum Lambadar. Wieder schmorten die Hammel am Spieß, und wieder verschönte Feis Mollah das Fest. Sein schwarzer Kinnschmuck war zum weißen Patriarchenbart geworden, und der graue Hammeltala, den er sich von den Händen wischte, stach nicht mehr davon ab: „Tritt in die Fußstapfen Deines Vaters, Ghulam Nabi-Chan und wenn Du einen Rat benötigst, so wende Dich vertrauensvoll an mich." Da hüpfte der junge Lambadar ehrfurchtsvoll Feis Mollahs schmutzigen Kaftan.

Einst kam die Kunde in die Berge, der Emir sei zu Dschelalabad ermordet und der dritte unter seinen Söhnen habe den Thron bestiegen. Die Leute im Bergnest aber fanden die Dinge ganz in Ordnung, und Feis Mollah hob die Handflächen gen Himmel „Insch' Allah."

Doch nach Jahren schwirrten merkwürdige Gerüchte durch die Berge: Der Emir trage keinen Turban mehr, sondern eine steife Filzröhre mit einem Lederstück über den Augen. Auch seinen Körper kleide er in Gewänder, wie sie nur die verhaßten Ferenghis trügen. Eine wunderliche neue Stadt werde draußen auf der Ebene von Kabul gebaut mit Häusern, wie man sie bisher in Afghanistan noch nicht gesehen, mit Straßen, die auch im Winter und bei Regen sauber blieben, und mit Lampen die nicht angezündet zu werden brauchten und doch blendend strahlten wie die Augen Scheitans.

Feis Mollah sagte zu alledem kein Wort sondern schüttelte nur sein weißes Haupt. Doch als die Kunde kam, der Emir, der sich jetzt König nenne, habe den Frauen den Schleier genommen, da sprach er sorgenvoll: „Das gibt ein Unglück."

Bald danach kam ein Bote vom Wilajet in Faisabad: „Ghulam Nabi-Chan, der König will Euch Lambadare alle sprechen und lädt Euch nach Kabul." Ghulam Nabi-Chan sah Feis Mollah fragend an. Der war vor Aerger rot geworden, weil er nicht auch nach Kabul befohlen wurde, doch er sagte: „Zieh hin, mein Sohn, und sieh, was Aman Ullah von Dir will. Achte auf alles, was Du hörst und siehst, damit müßt Ihr ihm Du mir berichten kannst; doch hüte Dich, daß Deine Seele keinen Schaden leidet."

Ghulam Nabi-Chan zog nach Kabul. Schon am Tor empfing ihn ein Mann, der saubere, hohe Stiefel trug, enge Hosen und einen kurzen Lederrock mit allen Knöpfen und ohne jedes Loch. An seiner Seite hing ein Säbel, und Ghulam Nabi-Chan dachte: „Sicher ist dies einer von des Königs neuen Kriegern." Der Mann führte ihn in eine große Halle, wo hunderte von Afghanen standen: „Ziehe Deine Kleider aus, Lambadar." Ghulam Nabi-Chan erstaunte, doch er gehorchte schweigend. Dann reichte ihm der Krieger ein enges, schwarzes Gewand, eine noch engere Hose und ein paar enge Schuhe zum Schnüren: „Zieh dies an." Ghulam Nabi-Chan zwängte seinen Körper in die ungewohnten Kleider und bekam dann noch an Stelle seines fettglänzenden Turbans ein steifes schwarzes Etwas auf den Kopf gedrückt. Darum war er fertig angekleidet, da kam ein Mann mit einem Napf voll Seifenschaum, und wenige Minuten später war Ghulam Nabi-Chans Stolz, der schwarze Vollbart, gefallen.

Dann führte der Krieger ihn in einem wahren Märchengarten mit sauberen Wegen, Wasserfällen, klaren Brunnenbecken, unbekannten Blumen, und an einer Stelle standen Männer auf einem Haufen und zauberten aus großen blinkenden Gefäßen eine Fülle unbekannter Speise hervor. Ghulam Nabi-Chan staunte, und manches gefiel ihm doch recht gut.

Hierauf durfte er mit anderen Lambadaren durch die unheimlich lauten Straßen wandern. Als ihn die Füße in den ungewohnten Schuhen zu schmerzen begannen hockte er sich mitten auf die Straße nieder. Da kam einer der Königskrieger im engen roten Rock, eine Pistole im Gürtel, auf ihn zu: „Lieber Lambadar, ich bin ein Schutzmann und soll für Ordnung sorgen. Du darfst Dich nicht mitten auf die Straße setzen." Ghulam Nabi-Chan stand gehorsam auf, und der Schutzmann führte ihn zu einem hölzernen Gestell: „Setz Dich doch hier auf diesen Stuhl." Der Lambadar gehorchte und fand, daß er auf dem unbekannten Sitz wie auf einem Throne saß. Das gefiel ihm recht gut.

Er sah Frauen ohne Schleier und in kurzen Röcken an sich vorüber gehen, und er fand daß es lustig war, hübschere Gesichter und Glieder bewundern zu können als nur die seiner dicken Zuleika daheim. Dann kam ein Wagen die Straße entlang, obwohl ihn keine Pferde zogen. Ein Mann im gleichen schwarzen Rock wie er saß darin. Alle Leute grüßten ihn, und er dankte freundlich. „Das ist der Käule," sagte der Schutzmann, und Ghulam Nabi-Chan wunderte sich sehr.

„Du mußt jetzt wieder in den Garten gehen" ermahnte ihn dann sein Begleiter, „der König will Euch Lambadare sprechen." Ghulam Nabi-Chan saß nun mit siebenhundert anderen auf schönen Stühlen, und vor ihnen stand der König. Von weiß gekleideten Knaben und Mädchen getragen flatterten die schwarzen Banner Afghanistans um ihn herum, und eine Frau, schöner als alle anderen, die Ghulam Nabi-Chan in der Stadt ohne Schleier gesehen hatte, saß an seiner Seite. Der König sprach merkwürdige Dinge: Er wolle die Armut aus den Bergnestern vertreiben, den Afghanen Häuser bauen an Stelle der Hütten, sie lesen und schreiben lehren, damit sie den Koran selbst deuten könnten, und die Frauen aus der Sklaverei der Männer befreien. „Erzählt alles daheim in Euren Dörfern," waren seine letzten Worte. Dann gab es gutes, unbekanntes Essen, und alle Lambadare wurden entlassen.

Inzwischen saß ein Fremder bei Feis Mollah oben im Bergnest: „Eure Herrschaft über das dumme Volk wird Euch dieser König rauben. Lesen und schreiben sollen die Leute lernen, damit Ihr sie nicht mehr an der Nase herumführen könnt. Der König muß fort. Feis Mollah oder die Zeit wird kommen, da das Dorf Dich auslacht." Feis Mollah strich sich über den weißen Bart, und sein Gesicht glühte vor Zorn: „Sei unbesorgt. Wir Mollahs werden ihn für seine Teufelswerke strafen." Ein Haufen Goldmünzen fiel in seine Hand.

Voller Neuigkeiten kehrte Ghulam Nabi-Chan ins Dorf zurück: „Wunder habe ich dort unten in Kabul gesehen. Das Paradies auf Erden wird für uns kommen, Feis Mollah, und Aman Ullah ist ein großer König." Da fauchte ihn der Mollah an: „Verflucht sei Deine Seele. Du Esel, merkst Du nicht, daß alles nur Blendwerk der Dschehenna ist. Scheitan spricht aus Aman Ullahs Worten und wird Euch alle vernichten. Fort muß dieser König! Töten

Da erschrak Ghulam Nabi-Chan ganz gewaltig. Er senkte schuldbewußt den Kopf, riß sich die schwarzen Kleider vom Leib und küßte demutsvoll Feis Mollahs schmutziges Gewand: „Du hast recht, Feis Mollah, ich war verblendet."

Ein Vierteljahr später stürzten siebenhundert Lambadare den König von seinem Thron. Die Frauen trugen wieder Schleier, die Straßen starrten wieder vor Schmutz, und Feis Mollah strich sich bei der Siegesfeier mit den fettverschmierten Fingern wohlgefällig durch den weißen Bart: „Möge es allen, die an unserer Macht zu rütteln wagen, ergehen wie Aman Ullah."

Der Fremde hockte neben ihm und lächelte.

Der Clown

Skizze von Siegfried Bergengruen.

Der Clown sprang durch einen Reifen, überschlug sich in der Luft und nahm zum Schluß seine brandrote Perücke ab, unter der eine vergoldete Glatze im Schein der tausendherzigen Lampen blitzte. Das war seine letzte Nummer an diesem Abend. Dann durfte er gehen.

Der Beifall des leicht zu befriedigenden Kleinstadtpublikums rauschte durch das Zelt. Er achtete nicht darauf. Er lief in die Garderobe, schminkte sich hastig ab und verließ den Zirkus.

Dann ging er durch die Gassen. Es war so dunkel, daß man kaum von einer Haustür bis zur nächsten sehen konnte. Trotzdem wußte er seinen Weg so gut zu finden, als wäre er ein ansässiger Bürger und nicht der erst vor wenigen Stunden eingetroffene Fremdling. Schließlich machte er vor einem alten Häuschen halt, durch dessen verwitterte Fensterläden ein dünner Streifen gelblichen Lichtes auf das feuchte Pflaster fiel. Er zögerte einen Augenblick, preßte dann sein Gesicht aber doch an die morschen Bretter und schaute hindurch. Er sah nicht viel. Eine alte Frau auf einem Lehnstuhl, die beim Schein der Petroleumlampe Strümpfe strickte. Im Hintergrunde der unermüdlich auf- und abwiegende Messingpendel einer altmodischen Wanduhr. Das war alles.

Und doch ergriff das Geschaute den Clown so sehr, daß er zurücktrat wie geblendet und eine ganze Weile die Augen mit den Händen bedeckte. Dann erst faßte er sich auf und ging in das Haus.

Als er die Tür öffnete, hob die alte Frau den Kopf. Sie sah ihn mit einem unendlich erstaunten, fast ängstlichen Blick an. Ihr Mund zitterte. Sie konnte nicht sprechen. Der wollene Knäuel entrollte ihren kraftlosen Händen.

Der Clown wollte lächeln, aber er vermochte es nicht. Seine ganze Beherrschung war plötzlich dahin. Er warf sich vor der alten Frau nieder und vergrub seinen Kopf in ihrer Schürze. So kniete er lange.

Später saßen sie Hand in Hand auf dem verbrauchten Sofa und schwiegen. Der Clown hatte ein tiefernstes Gesicht, und die alte Frau lächelte. Die Katze schnurrte. Die Wanduhr tickte emsig. Regen trommelte eintönig an die beschlagenen Scheiben.

Am nächsten Nachmittag ging der Clown in den Zirkus zum Dienst. Abends aber um dieselbe Stunde kam er wieder und setzte sich auf das Sofa. Dasselbe Schweigen. Und doch wieder das feierliche Einvernehmen zweier Seelen zu schön, als daß man es hätte durch Worte zertrümmern mögen.

Nur zu dem Einen sagte die Frau sich ein Herz. Sie fragte: „Willst Du nicht ganz bleiben?" — Und da er nicht antwortete: „Ich bin so einsam! Und werde nicht mehr lange leben!" — Seine abwehrende Bewegung erstarb unter ihrem Blick. Er neigte den Kopf. „Ja!" sagte er mühsam.

Der Zirkus zog weiter. —

Nun brauchte der Clown nicht mehr fort zu gehen und konnte den ganzen Tag in dem windschiefen Häuschen bleiben. Aber es erwies sich, daß er mit dieser Aenderung durchaus nicht zufrieden war. Ihm fehlte irgend etwas. Eine unbezähmbare Unruhe schlug in sein Blut. Es kam vor, daß er plötzlich und ohne jede äußere Veranlassung wild vor sich hinlachte oder sich selbst vor dem Spiegel Grimassen zu schneiden begann. Dann wieder trieb er sich tagelang in den Gassen umher, um die Leute durch seine Künste zu belustigen. Aber es waren immer dieselben Leute und die hatten bald genug, wenn sie seine Witze zwei- oder dreimal hintereinander hörten. Sie wollten in ihrem Tag-